

Gespenster vor den Scheiben

Literaten Polen liegt eingeklemmt zwischen Ost und West. Wie erleben die dortigen Autoren die zunehmende Spannung im russisch-deutschen Verhältnis?

In Jacek Dehnel's Wohnung riecht es nach Mandarinen und Gasheizung. Zwei Dutzend Gehstöcke ragen aus einer Ecke hervor, die Accessoires eines jungen Mannes, der sich weise gibt. Überall Bücher, bis zur Decke gestapelt. Die Bücher rahmen die Dreizimmerwohnung des Dichters ein, sie liegt mitten in Warschau, auf der Weichselböschung, wie die Warschauer sagen.

Von hier aus sieht man einen Stachel, der in den Himmel ragt. Es ist der Kulturpalast, Wahrzeichen der polnischen Hauptstadt, Symbol des einstigen sowjetischen Imperialismus. Von den Warschauern wird er mitunter „Stalinstachel“ genannt, ihn umgeben die Prestigebauten westlicher Architekten. Der Stachel und die Wolkenkratzer, geisterhafte Gäste im Dazwischen, es ist ein bisschen wie in einem von Dehnel's Gedichten: „Dunkel türmen vor den Scheiben sich Gespenster, die Dunkelheit kommt zu Besuch ans Fenster.“

Vor dem Stachel steht die Statue des polnischen Nationaldichters Adam Mickiewicz. In der Straße vor Mickiewicz leuchten Markennamen aus dem Westen. Mickiewicz sitzt die Angst im Nacken, die Hoffnung hat er vor Augen.

Warschau, das ist der Ort, an dem sich die Geschichte Polens zeigt wie nirgendwo sonst. Da, wo der Stalinstachel auf Wolkenkratzer trifft. Wo im ehemaligen SS-Gebäude Psychologie gelehrt und vor der nationalen Kunstgalerie für ein paar Tage der Schutt von Goebbels' Geburtshaus ausgestellt wird. Wo stark geschminkte Frauen und Hipster sich zwischen McDonald's und Milchbar begegnen. Wo Rentner auf der Straße Pappbilder von Papst Johannes Paul II. verschenken und der Wind die Visitenkarten der Bordelle über die Pflastersteine tanzen lässt.

Warschau, Hauptstadt eines Landes, das mitten in Europa liegt und doch an seiner Peripherie, „westliche Östlichkeit oder östliche Westlichkeit“ prägt seine Kultur, wie die polnische Intellektuelle Maria Janion schrieb. Ein Land, das 123 Jahre lang von der Landkarte verschwunden war, zerstückelt von seinen Nachbarn, für Jahrzehnte bedeckt vom Laken eines Gespenstes, das Kommunismus heißt. Diese Reise führt zu wichtigen Schriftstellern des Zwischenlandes Polen, um mit ihnen über eines zu sprechen: die Angst.

Diese Angst ist überall. Sie blickt von den Titelblättern, kriecht auf die Bildschir-

me, schleicht durch die Kneipengespräche. Sie nistet in den Köpfen. Die Angst vor Wladimir Putins Russland. Die Angst davor, dass Europa nicht ernst genug auf die Ukraine-Krise reagiert. Davor, dass Putin bald nicht mehr nur am Fluss Donez vorrückt, sondern auch an der Weichsel. Vor Putin selbst, der vor ein paar Tagen noch an die „jahrhundertalte gemeinsame Geschichte“ erinnerte, die Polen und Russen verbinde – Worte, die in polnischen Medien für Beunruhigung sorgten, weil sie der Rhetorik der kühlen Umarmung entsprachen, die Putin gegenüber der Ukraine hegt.

Ausdruck dieser Angst ist der offene Brief „Danzig 1939, Donezk 2014“, ein Appell an Europa, unterzeichnet von 20 polnischen Intellektuellen, veröffentlicht in der *Gazeta Wyborcza*, in *The Economist*, *Le Monde*, *La Libre Belgique*, *Die Welt* und in ukrainischen Medien. „Wer heute Putin nicht ‚No pasarán‘ entgegenruft, willigt ein, dass die Weltordnung umgestürzt wird“, steht darin. „Wer heute weiter ‚business as usual‘ betreibt, der riskiert einen Angriff des putinschen Imperialismus auf weitere Länder. Gestern Danzig, heute Donezk: Wir dürfen nicht zulassen, dass Europa auf viele Jahre mit einer offenen, blutenden Wunde lebt.“

Der Dichter Dehnel ist ein Unterzeichner des Briefes, 34 Jahre alt und schon einer der bekanntesten Schriftsteller in Polen. Seine Gedichte sind Anachronismen, Verse, die hundert Jahre alt sein könnten. Um Dehnel herum stapeln sich seine Helden. Hier Mickiewicz, da Dostojewski, davor ein Schild: „Hier war Goethe nie“.

„Die Deutschen“, sagt Dehnel, „müssen verstehen, dass unsere Angst vor Putin kein Zufall ist.“ Diese Angst ist vielmehr das Ergebnis von Langzeitbeobachtungen der Nachbarn im Osten und im Westen. „Polen hat gerade sehr gute Beziehungen zu Deutschland. Mit unserem Brief wollen wir erreichen, dass das so bleibt.“

Die Position Deutschlands in der Ukraine-Krise ist Dehnel zu schwach. Damit ist er nicht allein. Die Publizistin Anne Applebaum, Ehefrau des ehemaligen polnischen Außenministers Radoslaw Sikorski, attestierte Angela Merkel diplomatisches Versagen in der Krise; polnische Journalisten warfen Deutschland vor, befangen zu sein wegen des langen Schattens der Bluttaten im Zweiten Weltkrieg – Massenmorde in der Sowjetunion, Schlacht von Stalingrad.

Dehnel verschränkt Arme und Beine. Er spricht aus, was er den Deutschen sagen will: „Wirft Putin eine Atombombe auf Warschau, landet die nächste in Berlin.“

Das größte Wort, die stärkste Waffe: „Atombombe“. Die Wortwahl zeigt, dass die Angst riesig ist, und diese Angst ist eine alte Bekannte. Sie nährt sich aus den Erzählungen der Eltern und Großeltern. Es ist eine Angst aus Erfahrung, die Angst vor einer Wiederholung der Geschichte.

75 Jahre nach Beginn des Zweiten Weltkriegs weckt sie auf, was tief im nationalen Gedächtnis der Polen schlummert: die Erinnerung an das geheime Zusatzprotokoll des Hitler-Stalin-Paktes, in dem Sowjets und Deutsche gleichsam die vierte Teilung Polens beschlossen, als sie osteuropäische Gebiete in Einflussphären aufteilten – eine Idee, die Putin kürzlich verteidigte. Am 1. September 1939 kam die Wehrmacht, am 17. die Rote Armee, der Rest Europas sah zu. Dieser historische Verrat der Europäer an Polen, er wird in jedem der Gespräche auf dieser Reise erwähnt werden.

Der Zug von Warschau nach Krakau heißt Kościuszko, benannt nach einem polnischen Nationalhelden, der in einer Schlacht vor mehr als 200 Jahren gegen die Russen siegte. In den Zügen reisen betrunkenen Männer. Sie erzählen Witze oder tanzen, die Gäste lachen, die Schaffner auch. Am Busbahnhof in Krakau, fast 300 Kilometer südlich von Warschau, sehen die Wartenden ihrem Atem nach. Endlich kommt der Bus, ein altes Modell aus Deutschland. Er passiert das alte Königsschloss Wawel, in dessen Kathedrale bedeutende Polen beigesetzt wurden, Tadeusz Kościuszko, Mickiewicz und all die Könige. Der Bus fährt weiter, raus aus Krakau, durch Klempolen, das bis 1918 in Teilen zu Galizien gehörte, dem Königreich im Kronland Österreich-Ungarn, wo Shtetl an Shtetl grenzte. Der Bus hält in Gorlice. Etwa eine halbe Stunde südlich beginnt die Slowakei, ungefähr zwei Stunden östlich die Ukraine.

Andrzej Stasiuk, 54, holt ab, er kommt mit seinem SUV. Stasiuk fährt nicht, er rast zu seiner Hütte. Stasiuk, auch dieser Name steht unter dem offenen Brief, es ist der Name eines der international renommiertesten Schriftsteller aus Polen. Stasiuk führt auch den Verlag Czarne, in dem Herta Müller und Jurij Andrucho-wytsch auf Polnisch erscheinen. In Deutschland verlegt der Suhrkamp-Verlag



Autor Stasiuk



Schriftstellerin Tokarczuk



Lyriker Dehnel



Schriftsteller Twardoch: „Ich will hier keine russischen Panzer sehen“

Stasiuks Bücher. Sie erzählen von seinen Reisen, von der Vergänglichkeit, von Schönheit und Schwermut des Ostens. Stasiuk ist so, wie seine Bücher klingen. Mal ein Junge, der eben erst die Ironie für sich entdeckt hat, mal ein alter Mann, dessen Blick melancholisch die Ferne sucht.

Im SUV bröckelt trockener Schlamm vom Armaturenbrett, vielleicht polnischer Schlamm, vielleicht russischer, mongolischer, chinesischer. Schlamm des Ostens, vereint in Stasiuks Wagen, der durch Kleinpolen rast, vorbei an Resten der Volksrepublik Polen, an ehemaligen Kolchosen, die heute einem Millionär gehören. Am Seitenstreifen, immer wieder: Jesus Christus, Messias aus Stein, erlöse uns von dem Bösen.

Pflaumenbäume, Nadelwälder, Kiefern. Dort, wo heute Bäume um rechteckige Grasflächen wachsen, standen bis Ende der Vierzigerjahre Häuser. „Bis 1947 haben hier die Lemken gelebt, eine ukrainische Minderheit“, sagt er, seine Stimme tief und heiser. „Sie wurden von den Polen zwangsumgesiedelt.“

Die Polen und die Ukrainer, auch ihre gemeinsame Geschichte ist belastet: Massaker der Ukrainischen Aufständischen Armee an den Polen im Zweiten Weltkrieg, Vorurteile der Polen bis in die Gegenwart. „Viele Polen nehmen die Ukrainer nur als Arbeiter und Putzfrauen wahr“, sagt Stasiuk, „und darum ist es wichtig, dass ich helfe. Mein Verlag veröffentlicht die meisten ukrainischen Schriftsteller in Polen.“ Vor Stasiuks Lenkrad klebt ein Pferd aus Metall, Geschenk ukrainischer Freunde, ein Talisman, der die Richtung weist.

Stasiuk hält vor einer Hütte am Waldrand, hier schreibt er seine Bücher. „Roh und einfach“, so beschreibt er die Hütte, so ist sie auch. Vor der Hütte hat er die Fahnen von Kirgisien, Tadschikistan und der Ukraine gehisst, Mitbringsel von seinen Reisen. Die russische hat er abgehängt.

„Nach der Sowjetunion haben alle gesagt, die alte Geschichte von Ost gegen

West sei zu Ende. Was für ein Quatsch, verdammt noch mal!“

Im August titelte die *Gazeta Wyborcza*, „Die Deutschen werden uns nicht verteidigen“, die alte Angst gebiert neue Schlagzeilen. „Das werden die Deutschen auch nicht, wenn Putin angreift“, sagt Stasiuk. „In Deutschland muss man nur ‚Russland‘ rufen, und alle kommen ins Schwärmen.“

Stasiuks Reisen haben ihn weit in den Osten geführt, oft durch Russland, im Sommer war er zuletzt in dem Land, das man gesehen haben muss, wie er sagt, um zu verstehen, wie die Menschen ticken, die zum Großteil hinter Putin stehen. „Putin ist cleverer als der Westen“, sagt Stasiuk. „So wie Russland immer schon cleverer war. Ich befürchte tatsächlich einen Krieg. Bevor der Sicherheitsrat zusammentritt und seine Beunruhigung ausdrückt, ist Putin schon in Schlesien.“

Der Weg von Gorlice nach Schlesien führt über Krakau, dann weiter nach Westen. Vorbei am Kohlekraftwerk von Tarnów, ideale Kulisse für einen Film über die Tristesse des Ostens. Vorbei an Auschwitz. Vorbei an Städten, in denen der Putz von den Häuserwänden abblättert. Fassaden wie Gesichter alter Menschen, die schon alles gesehen haben. Willkommen in Oberschlesien, weniger als eine Stunde von der tschechischen Grenze entfernt: polnischer Südwesten.

„Ich will hier keine russischen Panzer sehen“, sagt Szczepan Twardoch. Twardoch, 34, ist Schlesier und das Enfant terrible der polnischen Literatur. Er lebt im Dorf Pilchowice, nahe der Stadt Gliwice.

Eine Hauptstraße von Gliwice heißt Ulica Zwycięstwa, die Straße des Sieges, eine Bresche durch verrußtes Grau. Von einer Fassade lächelt eine schöne Frau. Ihre Zähne sind weiß wie sonst nichts in Gliwice: C&A-Reklame. Wenige Schritte entfernt hat jemand „SS“ und einen Hooligan-Slogan an Wände gesprüht: „Wir zerstören die, denen Schlesien nichts bedeutet.“

Twardoch fährt durch die Straße des Sieges. Auch er hat einen SUV, seiner riecht nach Neuwagen. Twardochs SUV, der durch Oberschlesien fährt, aus Grau wird Grün, vorbei an Maisfeldern, Backsteinbauten, Marienhäuschen, durch Twardochs Heimat, die auch seit 300 Jahren die Heimat seiner Ahnen ist, im Zweiten Weltkrieg Schauplatz von Gefechten zwischen Wehrmacht und Sowjetarmee.

Twardoch sieht aus wie ein Graf, der Lifestyle-Magazine abonniert. Tattoos, ein feiner Zwirn. Die schlesische Herkunft hat sein Polnisch weich gemacht. „Ich weiß, dass ich kein Deutscher bin“, sagt er. „Und ich weiß, dass ich kein Pole bin.“

Eine einsame Identität, so hat Twardoch sich in einem Essay beschrieben, dennoch könne er für die Polen sprechen, wie er sagt, auch er hat den offenen Brief unterzeichnet, im Namen der Polen, in deren Sprache er „Morphin“ verfasst hat. Der Roman hat in Polen für Furore gesorgt, weil darin ein polnischer Widerstandskämpfer im Herbst 1939 auf der Suche nach Stoff und Sex durch das vom Krieg vergewaltigte Warschau irrt. „Morphin“ wurde zum Bestseller, Twardoch hat sich davon sein Haus in Pilchowice gebaut. Er tritt ein.

„Meine polnischen Freunde haben wirklich Angst, dass ihr schönes Leben durch einen großen Krieg zerstört werden kann.“ Twardoch tippt auf seinem weißen iPhone herum, das in seiner weißen Küche liegt. „Dass sie kämpfen müssen, in Gefängnisse gesperrt werden, dass die Frauen nicht mehr so gut angezogen sind.“

Twardoch sieht die Angst in den Gesichtern seiner Freunde. Er findet Bestätigung in den Büchern, die von der Zeit vor hundert Jahren berichten. „Vor dem Ersten Weltkrieg gingen viele davon aus, dass es nie wieder Krieg in Europa geben wird. Wir wissen ja, wie das ausgegangen ist.“

Die Angst vor dem Krieg ist alt, aber wichtig, darin sind sich die Schriftsteller einig. Es gibt kein Ende der Geschichte, das sagen sie immer wieder. Die Ukraine-Krise sei erst der Anfang, dieser Satz blinkt wiederholt auf wie das Rot eines Alarmzeichens. Nur: Wenn das der Anfang ist, was kommt danach?

„Dieser Krieg wird sich ziehen, mal heiß, mal kalt. Entweder Putin wird in die Knie gezwungen. Oder er kriegt, was er will: die alten Grenzen des Imperiums.“ Twardoch blickt lange in Richtung Terrasse, wo die Spielsachen seiner Kinder liegen.

Raus aus den Dörfern, die so viele Namen haben, polnische, deutsche, schlesische, nach Nordwesten, vom Land in Richtung der Städte. 180 Kilometer von Twardochs Haus entfernt kommt Breslau, an der Oder gelegen, Grenzfluss zwischen Polen und Deutschland. In der Peripherie von Breslau schieben junge Polen Kinder-

wagen durch die Parks neben den Blocks. In der mit EU-Geldern restaurierten Altstadt besichtigen deutsche Rentner ihre Wurzeln. Breslau, wo Hoffmann von Fallersleben wirkte, Breslau, das Adolf Hitler zur Festung erklären ließ.

Eine Frau liegt auf einem Bett aus Totenschädeln. Aus ihren Brüsten spritzt Milch, auf ihrem Bauch liegt ein Baby. „Eine unorthodoxe Muttergottes, nicht wahr?“, sagt Olga Tokarczuk, 52, eine der populärsten polnischen Schriftstellerinnen. Die unorthodoxe Muttergottes ist ein Gemälde, es hängt in Tokarczuks Küche, in ihrem Haus in Breslau, erbaut 1912, in den vergangenen hundert Jahren bewohnt von Deutschen, von Juden, von Polen.

Auch Tokarczuk hat den offenen Brief unterschrieben. Ihre Texte sind oft Parabeln, die im Grenzdreieck zwischen Polen, Deutschland und Tschechien spielen. Wo Grenzen sind, da sind Geschichten. Und da entstehen Mythen. „Leider wird durch die Ukraine-Krise ein Mythos in Polen wiederbelebt“, sagt Tokarczuk, „ein Mythos, der sagt, dass wir eine Mauer des Westens sein sollen, Schutz vor dem wilden Osten.“

Dieser Mythos ist so alt wie Polen. Er durchzieht die Schriften von Adam Mickiewicz, dem in Warschau der Stachel im Nacken sitzt. Zum Beispiel im Dramenzyklus „Totenfeier“, geschrieben vor fast 200 Jahren, als die Polen keinen Staat hatten: Polen als Christus der Völker, gestorben für die Sünden seiner Nachbarn, der russische Zar als Satan, die Deutschen als Gefolgsmänner des Teufels. Der Mythos von Polen als letzte sündenfreie Bastion der Freiheit in Europa vor dem Osten. Dieser Mythos legitimiert die Angst.

Ein Altar steht in Tokarczuks Schreibzimmer. Darauf lässt ein koreanischer Buddha Schultern und Mundwinkel hängen, die Hindugöttin Durga steht aufrecht, sie steht für das Wissen und das Handeln.

„Die europäischen Sanktionen gegen Putin beginnen zu zünden, ja. Aber ob Europa damit ein klares Nein gegen Putin gesetzt hat? Das ist nicht mein Eindruck.“

Wenn Europa nicht Nein gesagt hat, wer macht es dann? „Ich denke, dass Donald Tusk Einfluss auf die Krise nehmen wird.“ Tusk war bis September Ministerpräsident Polens, ab Dezember ist er Ratspräsident der Europäischen Union, einer, der Putin vorgeworfen hat, seine Macht zu überreizen. „Die Polen zählen in ihrer Angst auf Tusk. Und auf Europa.“

Tokarczuk legt die Handflächen aneinander, ihre Finger zeigen nach oben, wie zum Gebet.

Jurek Skrobala



Video-Reportage:
Ein Land hat Angst

spiegel.de/sp492014polen
oder in der App DER SPIEGEL